

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Jesus und der Bürger.

Von Carl Einstein.*

Bürger: Was kümmerst du dich um Dinge, die dich nicht angehen? Man wird dich töten und dir geschieht recht. Du störst Ruhe und Ordnung.

Jesus: Ob mir recht geschieht oder unrecht, gilt gleich. Von mir ist nicht die Rede.

Bürger: Aber von der Ordnung.

Jesus: Nichts stört so sehr wie eure Ruhe und Ordnung. Sie ist das Vorrecht der Toten, das der Lebende diesen mißgönnt. Die Toten jagt ihr aus den Gräbern hoch, ihr aber verlangt Ruhe.

Bürger: Meinestwegen; aber du kümmerst dich um Dinge, die dich nicht angehen. Warum beredest du die Armen zum Aufstand?

Jesus: Die Klagen der schüchternen Verzweiflung der Armen gegen die Gewalt der erdewuchernden Reichen nennt ihr Aufstand? Gequälte Angst Erschöpfter heißt ihr Frechheit!

Bürger: Also, was beredest du die Armen zur ängstlichen Notwehr?

Jesus: Ihr seid geartet, daß ihr euch nur um euch kümmerl.

Bürger: Wir mischen uns nicht in fremde Angelegenheiten.

Jesus: Ihr kümmert euch nur um euch selbst. Euer Selbst, das sind eure Geschäfte. Je reicher einer ist, um so weniger ist er Mensch; sondern Sache.

Bürger: Um so nützlicher ist er dem Staat, um so wertvoller als Bürger.

Jesus: Je reicher einer ist, um so wertvoller ist er als Sache. Von dir spricht man nicht, sondern von deiner Fabrik, deinen Bänderreien. Du sagst immer, die Fabrik, die Bänderreien, das bin ich, das ist am Ich das wertvolle und macht es aus. Das ist die Frechheit, die erschöpfte Dummheit der Bürger, von den Dingen, der Erde, von der Arbeit der anderen zu lügen: das bin ich.

Bürger: Du antwortest nicht, Schriftgelehrter; was kümmerst du dich um Wasserträger, Halbsterbende, Straßenmädchen, Arbeitsscheue und Gefindel.

Jesus: Die Halbsterbenden sind die Starken. Du meinst, ich sollte mich um mich kümmern?

Bürger: Worum denn sonst? Um die Familie, die Kinder, das Geschäft.

Jesus: Was denn ist dein Ich? Was bist du? Wer deine Person?

Bürger: Meine Angelegenheit; ich soll dem Staat, dem Vaterland dienen; aber nicht Landstreichern!

Jesus: Dein Vaterland steht in deinen Gütern, im Besitz deiner Freunde, die du noch bestehlen wirst. Meines in den Herzen der Armen. Der Erde Sinn kann nur der Mensch sein, und man ist Mensch, soweit man arm ist. Der Reiche ist Wolle, Del, Kohle, Eisen; sein Auge ist Wolle, sein Wunsch ist Del, sein Herz ist Kohle, seine Niere Eisen. Ich gehe zu den Menschen, die unbeschwert geblieben von den schwelenden Teufen eures toten Ichs. Durch eure Bier wurde das Ich der Erde erschlagen und damit du und ich. Ihr habt den Armen gehalten, daß seine Gedanken ohne Zunge blieben; und niemand soll ihm Sprecher sein? Die Armen sollen mehrtos bleiben? Die Einfältigen sind selig, doch ihr macht der Armen Einsalt zu Eend.

Bürger: Die Armen teilen alle Rechte mit uns!

Jesus: Vorher machtet ihr den Gegenstand des Rechts zu eurem Besitz. Ihr nahmt die Gewalt an Euch; dann gabt ihr gleiche Rechte. Ihr werdet an der Gewalt sterben.

Bürger: Immer noch die fremden Angelegenheiten, die Armen!

Jesus: Wer denkt, kann er anders bedenken wie die Armen? Der schmerzhafteste Gedanke läßt sich nicht auf euren Besitz pressen, sondern geht zu denen, die nichts anderes besitzen als unausgesprochenes heimliches Denken. Für die Leidenden denken, die gequält sind, die keine Zeit besitzen zu denken.

Bürger: Der Denker gehört zu uns; wir besitzen Bildung, wir bezahlen Bildung; ermöglichen diese durch Besitz und Arbeit.

Jesus: Eure Bildung ist angeeignetes Gut und Gewalt. Euer Wissen ist der Besitz weniger und Gewalt, worin ihr die Schädel der Armen zerpreßt. Ich weiß, wer nicht mit euch geht, wird heute noch vernichtet. Wäre ich mit euch, wäre ich vernichtet.

Auf dem Liegestuhl.

Von Alfred Fröhche.

„Das beste Geschütz gegen die Bazillen ist der Liegestuhl.“ Diesen Satz hat mein Arzt zu mir gesagt. Und ich habe Bazillen. Es dauerte ein Weilchen ehe ichs merkte. Ich hustete etwas. Es kam Blut. Dann fuhr man mich ins Krankenhaus. Dort lag ich wie in einem tiefen Schacht und meinte, ich käme nicht wieder heraus. Aber ich kam wieder heraus. Wer weiß, wer es so gnädig mit mir meinte. Gnade breitete sich weiter über mich aus. man schickte mich in ein Sanatorium. Ich ließ das mit mir geschehen; so mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Man weiß schon... Aber das weiß man nicht: daß es rings ums Sanatorium sehr schön ist. Rings ums Sanatorium liegen große Berge. Und auf den Bergen stehen dunkle Tannen. Vor ihnen breiten sich braune Acker aus. Im Sommer wogte auf ihnen das Korn. Ich sah es Tag für Tag — bis es gemäht wurde. Dann kam der Herbst ins Land und gab den Bäumen braunes Laub. Alles war braun. Auch die Acker, zu denen ich jeden Tag hinaufsch. Denn ich liege jeden Tag auf einem Liegestuhl. Vom Morgen bis zum Abend. Ich sehe am Morgen, wie sich die Frühnebel von den Bergwiesen erheben, und sehe am Abend, wie die Sonne das Laub der Bäume und das Braun der Acker zum dunklen Golde wandelt. Und die dunkelgrünen Tannen stehen in einen blauen Schimmer gehüllt, durch den ein rosa Schein webt. Dann kommt die Nacht, und spinnst um alles ihr Dunkel. Aber Sterne läßt sie am Himmel leuchten. Die sehe ich am späten Abend. So lange, wie ich will. Nicht immer geht es nach meinem Willen. Ich will zu lange liegen und träumen. Wenn ich das tue, ruft der Gong vier laute Schläge durch den Abend. Dann muß ich aufstehen, die zerbrochene Stille verlassen, und ins Haus gehen. — Am anderen Morgen suche ich wieder meinen Liegestuhl auf. Ich habe ihn liebgewonnen. Er ist langgestreckt, hat braune Hölzer mit schwarzen Blechscharnieren und läßt sich stellen, wie ich es wünsche. Hoch und niedrig. Ehe ich zu ihm gelange, muß ich an einer Reihe anderer vorbei. Darauf liegen Kameraden. Die Kameraden des gleichen Leidens. Alte und junge. Männer und Frauen. Nun ja, das ist traurig. Das ist eigentlich sehr traurig. Eigentlich — nicht ganz. Eigentlich bin ich heiter und habe ein frohes, ruhiges Gemüt. Ich sinne viel in mich hinein. Gebe Stunden dafür her. Ich habe ja Zeit. Oder seh in den Himmel mit seinen ziehenden Wolken, schaue zu den Bergen hinüber und achte auf den Blätterwirbel der Bäume. Vor der Liegehaile steht ein großer Ahornbaum. Groß wie ein flammender Busch ist sein gelbbrauner Wipfel. Ein tapferer Kerl. Er wehrt sich gegen den Herbst. Sich wehrent! — und doch friedlich sein. Ruhig. In sich hineinhorchen und auf das lauschen, was richtig und was falsch ist. Sehen, was man zu behalten hat und was fortzuwerfen ist. Ordnung in sich bringen. Alles wieder in die Reihe bringen.

Selbstbestimmung. Seelenfrieden. O, das Wort Frieden! Frieden im Leid haben — Frieden aus dem Leid schöpfen! Frieden ist Leben — die Ruhe ist das Leben. Kampf wird zur Verirrung. Und — was ist der Tod? Ein Nichts! Aber ein Mensch im Frieden, im Frieden seiner Seele? Das heißt dem Leben am nächsten sein, aufgehoben sein im Ewigen, getaucht sein in die Segnungen göttlicher Kraft. Darüber sinne ich oft auf dem Liegestuhl nach. Ich habe Zeit. Mehr als alle anderen um mich herum. Mehr als die Gesunden. Ich bin dem rastlosen, hegenden Schaffen fremd geworden. Es braust an mir vorüber. Ich lebe auf einer Insel. Ich bin ein Glücklicher. Einer von denen, die Zeit haben. Zeit haben, sich ihren Seelenfrieden zu erringen. Zeit haben, die Kraft zu sammeln, um dem Leben fest entgegenzutreten zu können — in ihm bestehen zu können. Wer von euch, meine Arbeitsbrüder, hat Zeit? Niemand. Man muß erst die Schwindsucht kriegen...

Weil die Frau weniger moralische Energie als der Mann besitzt, fügt sie ihrer Gerechtigkeit ein unumgänglich notwendiges Temperament bei, ohne das unser Rechtszustand sich in nichts von dem Kriegszustand unterscheiden würde; dieses Temperament sind die Ideen der Milde, der Duldsamkeit, des Mitleids, die sich überall mit dieser Idee der Gerechtigkeit vermischen.

Froudbon.

* Aus der Dichtung „Die schlimme Botchaft“, die den auffeherregenden „Gotteslästerungsprozeß“ verursacht hat.

Zur Soziologie der Moral.

Von Paul Krusche.

Der Ursprung der Moral.

Lange Zeiten hindurch hielt man daran fest, daß die Moral göttlichen Ursprungs sei. Viele Religionsysteme vertreten die Begründung der Moral durch göttliches Gesetz (die jüdischen 10 Gebote). Erst neuerdings ist erkannt worden, daß die Anfänge der Moral bis ins Tierreich hinabgehen. So betont schon Kautsky, daß das Sittengesetz auf tierische Triebe zurückzuführen sei, und Forel hebt hervor, daß sämtliche Eigenschaften der menschlichen Seele aus Eigenschaften der Seele höherer Tiere abgeleitet werden können.

Diese Auffassung steht im Gegensatz nicht nur zu der alten Vorstellung vom göttlichen Ursprung des Sittlichen, sondern auch zu der Lehre Kants von der Moral.

Kant erkennt weder die Lebensverhältnisse, den Produktionsprozeß noch die Natur, das Triebleben als maßgebend für die Entwicklung eines Sittengesetzes an, dieses hat vielmehr von Anfang an einen gleichbleibenden Grundfaß, den er folgendermaßen formuliert: „Handle nach einer Maxime, die zugleich als allgemeines Gesetz gelten kann.“

Hinsichtlich des Ursprungs von Sittlichkeit und Recht hat Franz Oppenheimer neuerdings eine geistreiche Studie soziologischer Untersuchung gebracht. Er sieht die psychologische Wurzel von Sittlichkeit und Recht in dem „Wir-Bewußtsein“, das ich Gemeinshaftstrieb nenne, um das Naturtriebhafter mehr hervorzuhellen. Er lebt im Reime schon in der Tierwelt, im Verhalten der einsam lebenden Tiere zu denen der gleichen Art, ist bei den Herdentieren bereits sehr entwickelt und prägt sich besonders stark im Mutterinstinkt, im Elterninstinkt aus. „Was die Mystiker den Seelengrund nennen, was Hegel den absoluten Geist genannt hat, das ist die ewige Gesellschaft und in weiterer Erstreckung das ewige Leben selbst als Ganzes, das ohne Anfang ist und ohne Ende, unser aller Vater, unser aller Befehlgeber, Richter und Helfer in aller Not. Und hier liegt auch schließlich die Wurzel aller bewußten Ethik.“

Soziologie der Moral.

Wildheit (Jäger). Die ersten Sittengesetze und Moralbegriffe entstanden nach Cunow in der Kollektivwirtschaft der unsteinen Jäger als Regeln bei der Verteilung der Jagdbeute, welche die kräftigen Männer einer Horde gemeinsam durch Umschleichen des Wildes und dessen Tötung mit Speer und Keule machen. Solche Verteilungsregeln sehen z. B. ein bestimmtes Stück des erlegten Tieres für den vor, der es zuerst sah, ein anderes für den, der es verwundete, ein anderes für den, der Kinder und Frau oder Vater und Mutter halte. Solche Regeln sind aus der wirtschaftlichen Notwendigkeit in ihren Formen, aus dem sozialen Instinkt, dem Gemeinshaftstrieb in ihrer inneren Richtung entstanden. Ist doch das Kollektivbewußtsein in den Horden der Naturmenschen ungemein stark entwickelt. Aus ähnlichen Ursachen ergeben sich weitere Regeln der Arbeitsteilung, beim Marsch, im Lager, daraus Lebensordnungen, die später den sagenhaften Urahnen, den Gründern der Horde (Totem) zugeschrieben wurden, und deren Innehaltung die ersten Moralgesetze bedeutete.

Barbarei (Ackerbau). Bei zunehmendem Ertrag von Jagd und Fischfang ermöglichte sich die dauernde Niederlassung, die zum ersten Anbau an der Küste, an offenen Uferstellen der Flüsse, an Feuerstellen führte. Neue Nutzungsordnungen waren für diese ersten Formen der mit der Scholle verbundenen Kultur notwendig, die später zu Anbau, noch später zu Eigentumsrechten und damit zum Aufbau einer Moral führte, die in erster Linie den Schutz des Eigentums vertritt.

Zivilisation (Stadtkultur). Dieser Schutz des Eigentums mußte mit dem Aufkommen der neuen Wirtschaftsform der Stadtkultur neue Formen annehmen. Vergeblich wurde im Mittelalter in Anlehnung an altbiblische Gebote das Zinsverbot ausgesprochen. Sowie an Stelle der Naturalwirtschaft Geldwirtschaft trat, geprägte Münzen zur Weltinheit wurden, in der alle Erzeugnisse ihren Wertstand ausgedrückt erhielten, sowie das „arbeitende“ Geld und neben ihm bei Zunahme des Handels Kreditbriefe, hinter denen Geld als Bürgschaft stand, das Kreditssystem einführt, trat als führend im Moralsystem der Schutz des privaten Kapitals in den Vordergrund.

Dieses Moralsystem mußte trotz aller offiziellen Bekenntnisse zur Gemeinschaft, die in der Praxis nur die Gemeinschaft der am privaten Kapital Beteiligten umfaßte, zu einer Auspeilung der Schätze führen, die neben den Gemeinshaftstrieben im Menschen vorhanden sind. Darin liegt die letzte Ursache der von allen starken Gemeinshaftsmenschen und Religionsgründern beklagten Selbstsucht der Zivilisation.

Sozialistische Epoche. Die sozialistische Epoche hat darum, wie auch A. Kollantay hervorhebt, die Umformung der menschlichen Psychologie im Geist durch Anhäufung sympathischer Empfindungen, der Freiheit statt des Eigentums, der Kameradschaft an Stelle der Ungleichheit und Unterordnung durchzuführen. Der gerechten Wirtschaftsordnung entspricht in der neuen Moral der sozialistischen Epoche das Prinzip der kameradschaftlichen Solidarität an Stelle blinder, psychologischer Ursachen, und so bilden Freiheit, Gleichheit, Aufrichtigkeit, kameradschaftliche Solidarität die Grundpfeiler der sozialistischen Moral.

Eine Nacht im Kohlenbergwerk.

Von Gust. Adolf Eder-Homburg.

I.

„Seilsfahrt!“ — — — Wie ein schwarzer Schlund gähnt der Schacht. In endlosen Schlangen schieben die harrenden Bergleute. Abenteuerliche Gestalten, nicht unähnlich einer bunten Versammlung wüster Bagabunden, wilder Wegelagerer, zerrissener Stroche. Von zerfetzten, beschmierten, kohlenstaubgetränkten Kleidern baumelt die Grubenlampe, des Bergmanns treuester Begleiter — sein zweites Gesicht, sein Auge, sein Führer. — — —

Aus dem gähnenden Schlund schnell der Eisentorb. Pendelt, schwankt am armdicken Drahtseil. Das Drahtseil! Ein seiner Riß, ein Klagen seiner um eine Zentralfeder gewundenen Nerven — und der schwere Eisentrog rast entseilt in den Schlund, unten irgendwo zerfallend in Atome — — —

Eine Herde kohlenstaubgedebeter Teufel kommt im Korb aus der weltfernen Tiefe. Gespenstisch weiß leuchten die Augen aus schwarzen Höllenfrähen.

In den leeren Korb, der gierig seinen Rachen aufsperrt, drängt die Menschenschlange, immer zwölf in jede Abteilung. Viermal ruckt, rückt das Seil — viermal setzt der Korb zum Sprung an, wie eine mordgierige Bestie — dann ist die Menschenlast — fünfzig Köpfe — verfrachtet.

Bim! — „hängen!“ gest das Blockensignal. — Ich sehe noch die trüben Grubenlichter drinnen im Korb flackern, höre noch das Lachen, Reden, Scherzen der Menschen — — plötzlich — — — ist das alles weg. Mit einem Ruck. In seinem Käfig tanzt wie ein glänzender Strich das Seil, an dessen Fasern Menschenleiber hängen — — —

Ich steige in den Korb. Höre das Signal. Dann — rrrrrr — in schwankendem Eisentrog in die Tiefe. Ich spüre Furcht, lese aufmerksam in den Gesichtern der Kameraden. Pah, so lachen, scherzen! — Mit der zunehmenden Tiefe — achthundert Meter abwärts in den Schoß der Erde! — rebelliert das Blut, drückt auf die Ohren. Die Nerven bersten fast vor Erregung. Schleier legen sich vor die Augen — — und nur wie aus weiter Ferne höre ich die Geräusche — — sssssst — — rrrrrr — — —

Der Korb steht, tanzt noch ein wenig am Seile. „Dritte Sohle“, das Ziel meiner Fahrt. Hoch sich rankendes Mauerwerk, wie ein Tunnel. Ein Chaos von Gleisen, leeren Kohlenwagen, Röhren, Leitungen. Geblendet vom grellen elektrischen Licht stolpere ich aus dem Käfig. Der Druck weicht von den Ohren, ich höre und sehe wieder. Zwei lange Leerzüge rasselnd heran, vorn die schneidende bewehrte Elektrolokomotive. „Einsteigen!“ — ganz wie oben auf der Erde. Vier Mann in einen Wagen. „Glück auf!“ — in den Bauch des Berges rasen wir. Die Lichtpunkte der elektrischen Birnen verlöschen hinter uns. Die Grubenlampe erwocht aus ihrem Aschenbrödelbassin. Ihr Schein flackert, huscht über die Wände: Neben, über uns — Holz, Holz, Holz. — Schmäler wird die Sohle und niedriger. Die beiden Gleise fressen sich in den Berg, gefolgt von Luft- und Wasserleitungen, die sich im Dunkel verlieren. — — — Grubensfahrt! — — —

II.

Im Berg! — — Tappend, tastend, auf dem Bauch mich vorschleibend, vor mir her als Führer der flackernde Lampenschein, der über groteske Steinmassen huscht, strebe ich voran, in die „Strebe“. Hinter mir das Leben — leuchte tanzende Lampenröhrlichter, in lichten schwarzer Finsternis schwankend verglimmend — — vor mir das Schweigen.

So muß die Unendlichkeit sein. Kein Laut — — nichts. Ich höre meinen Atem, höre mein Blut hämmern. Der schmale, niedrige Gang, auf schwachen Holzstützen ruhend, führt irgendwohin in die Finsternis. Phantastische Formen, riesige Dimensionen nimmt alles an — hier, wo das Reich der Berggeister ist. Ich vermeine aus den Ritzen im Stein ihr spottendes Röcheln zu hören — —

Immer tiefer! Eine nasse Stelle: Aus dem Stein tropft, rieselt, fließt das Wasser — immerfort, immerfort. Die Uhr der Unendlichkeit!

Eine herrliche, zauberische Wunderwelt. So erhaben, so grauig schön, so — — unirdisch. Was ist die Welt — wo ist sie? Ich weiß nicht. Ich liege, ruhend — ergriffen, begeistert — bedrückt von dieser unheimlichen Schönheit. Seltsam: In diesem steinernen Keller begraben, bin ich, fühle ich mich — — frei! Losgelöst von der Erde, vom Irdischen. Ich bin! — neben mir ist nichts! Ich fühle mich Gott — —! Die massigen Steinbrocken, gefesselt von schwachen Holzern, drücken mich nieder — — aber sie erheben mich, und ich fühle mich wunderbar leicht und froh! — — — Bergzauber!

III.

„Vor Ort!“ — — Im flackernden Scheine der Lampen lese ich durch den Schleier von Stein, Kohlenstaub, sich ballenden Schatten wie Schemen halbnaakte Menschenleiber gleiten. Die Körper deckt dicke Kohlenstaubkruste, über die in Bächen Schweiß fließt. Hitze ist hier, entleitet dem Erdschoß. Knirschend schreien die scharfen Haken in das Flöz, das als tiefschwarz glänzende, breite Schicht eingebettet ist in das hellere Gestein. Polternd tollern losgelöste Brocken nieder. Knirschend fressen meterlange Bohrer tiefe Löcher in das Flöz, bereit, den Sprengstoff aufzunehmen, der das Flöz zerreissen soll, wo die Hade zu schwach ist. Rasselnd, hämmern schütteln die „Rutschern“, von leuchtenden Prellluftmotoren gestoßen, die glühenden Brocken durch die „Strebe“, an deren Ende terre

Kohlenwagen der kostbaren Ladung harren. Hässlichen Gestern gleich, gleiten nackte Menschenleiber schweißend durch das Chaos von Därm und Gefäße, Staub und Dunst — — hoden zusammengekauert vor der glänzenden Wand, leuchtend ringend mit der in festen Stein gepreßten Sonnenenergie vergangener Jahrsmillionen — — hoden, bohren, hämmern, kriechen, wühlen sich Menschen durch Kohle und Stein — Stunden und Stunden — — — Schweiß düngt den jungfräulichen Stein, durch den kleines Menschengewürm seine Gänge frist. — — —

Aber heimtückisch ist der Stein — er haßt diese Würmer, die seine schweigende, erhabene Welt mit ihrem Därm stören und mit ihren metallenen Händen und Zähnen durchwühlen.

Und sein Haß — gebändigt durch schwacher Menschenhände Wert — ist, entfesselt, furchtbar!

Seine Wut lodert in ewigem, stetem, jähem Druck die Hölzer, und unter seinem Druck knicken dicke Stämme wie Streichhölzer. Wehe euch, armselige Menschenwürmer! — — Die Last einer Welt drückt auf eure engen Gänge, die ihr durch den Berg euch ertröht — wehe, wenn die Stützen brechen! — — Dann donnert die entfesselte Steinmasse dröhnend nieder — dann brechen gigantische Felsmassen über euch vernichtend zusammen, euch zermalmend und begrabend im stillen Steingrab tief unten in der Mutter Erde Schoß — — ! Heimtückisch ist der Berg und voll Haß gegen die Menschen, die ihn gebändigt — — —

Aber der Bergmann denkt nicht an die Gefahren, die ihn umlauern. Ihm sind sie Gewohnheit, tägliches Leben — der Alltag. Seine Arbeit ist ein unermüdlicher stiller Heldenkampf gegen die Titanen dort drunten — und furchtbar ist dieser stete Kampf mit seinem Schweigen! Ihn schreckt die Gefahr nicht, denn sie ist seine Gefährtin, jede Minute. — — —

Auffahrt, rasend, brausend. Wieder schwankt das tanzende Seil. Wie oft riß es, wenn aus dem Bauch der Erde, dem schaurigen Reich der Finsternis kommend, der Bergmann sehnsüchtig die Augen nach oben wandte, der Sonne entgegen — ? So ist der Berg — tauernnd, voll Tüte — — und sein gieriger Verbündeter ist der Tod — — —

Licht des Tages, goldene Sonne — ich grüße dich! — — hinter mir die schweigende, schaurig-erhabene Schönheit — — vor mir die Welt — — und über mir die Sonne!

Uchtfeschnucht ist in uns, auch wenn wir wie Geister der Finsternis im Schoße der Unterwelt wühlen! — Unsere Sehnsucht ist die Sonne. — — —

Wie wohl tut das Bad in der „Waschlaue“! Weiß und rein schälen sich aus der rinnennden Schmutzschicht die Leiber — — Vor uns die Welt! Hinter uns brausen, dröhnen die Maschinen ihr Lied in der gewaltigen Symphonie der Arbeit — — Ueber uns, im Förderturm, rasen über mannshohe Räder die armdicken Seile, an deren spinnwebdünnen Fäden kostbare Menschenlast in die Tiefe raft — — — Eine Nacht im Bergwerk.

Eine schweigende, düstere, finstere Welt. Lichtpunktbewehrt wühlen Menschlein ihre Gänge tief drunten, sonnenentbehrend und gefahrenumtobt.

Eine Welt, erhaben, herrlich in ihrer majestätischen schaurigen Schönheit.

Und der echte Bergmann hat seine Seele verloren tief drunten im Berg und kann nun nimmer sich befreien vom seltsamen Zauber des Berges. — — —

Der Geist von heute.

Von Hans Klabaufmann.

Ein unerhörter Vorfall hat wegen des aufgeregten Gehabens der übrigen Welt nicht die Beachtung gefunden, die er seiner Wichtigkeit nach hätte aufzuweisen müssen. In der Markthalle am Wedding hatte ein Händler die Unvorsichtigkeit, die verkauften Waren in funkelnagelneues, sauberes Papier zu wickeln. Schön, ein bißchen Luxus läßt man sich schon gefallen. Klörstuben, Lederhüte, Brunkautos, das sind Dinge, die in Berlin W.W. zum täglichen Bedarf gehören. Dafür wird in der Gegend auch gearbeitet, daß es raucht. Aber was zuviel ist ist zuviel. Schlimm genug, wenn man am Wedding so schamlos anspruchsvoll ist, sein Geld für Schlekereien wie Pferdewurst und Worgarine hinauszuschmeißen. Bloß soll dann die gute alte Sitte gewahrt bleiben, wie sie in die herrlichen Zeiten paßt, denen wir entgegengeführt sind. Falls der Händler es nicht vorzieht, den gekauften Hering dem Käufer nadeln in die Hand zu drücken, hat er das Einwickelpapier aus dem nächsten Rehrichthausen zu langen. Jrgendein Bißch liegt überall herum. Zum Glück dauerte der Unfug nicht lange. Die Hüter der Ordnung wachten, und so konnte ihnen der Uebermut jenes Händlers nicht verborgen bleiben. Die Sauberkeit mußte anfallen. Es stellte sich heraus, daß er zu dem Luxus gar nicht berechtigt war. Die Bogen zum Einwickeln waren amüßlich und überhaupt etwas sehr Ernstes; sie entpuppten sich als Formulare eines Finanzamts und waren ihrer ursprünglichen segensreichen und wohlthätigen Bestimmung durch einen frechen Raub entzogen worden. Das Papier wurde beschlagnahmt, und jetzt wird die Ware wieder unauffällig in schmutziges Papier gehüllt, wie es in der Ordnung ist.

Der übermüßige Händler wird die ganze Strenge des Gesetzes auf sich herniederlassen lassen müssen. Bei so was verstehen unsere Richter keinen Spaß. Auf Nachsicht wird er nicht rechnen dürfen. Etwas anderes ist es, wenn es sich um Ministermörder handelt. Der Vorsitzende im Rathenau-Prozess äußerte, den Angeklagten dürfe Mitleid nicht verjagt werden. Gewiß doch, wer wird denn auch nachsichtig sein! Die jungen Leute haben sich ja ganz anständig ausgeführt. Vormittags haben sie Rathenau ermordet und nachmittags haben sie sich so harmlos im Wannsee amüßert, ohne von ihrer Tat viel her zu machen. Und das Ehrenwort hat bei der ganzen Sache auch eine Rolle gespielt. Vor Gericht hat Tschow tapfer seinen Mann gestanden, indem er bis zum letzten Augenblick behauptete, keine Ahnung gehabt zu haben, was eigentlich gespielt wurde, wie er sich an den Minister herempirichte. Ehrenwort! Als er aber merkte, daß es um die Wurst ging, da fing er zu heulen an, der liebe Junge, und gestand. Dabei ist es gar nicht um die Wurst gegangen. Denn als er gestanden hätte, da würden die Richter plötzlich milde und meinten, sie könnten ihr Urteil nicht etwa nach dem Gesetz zum Schutze der Republik fällen, weil die Tat vor dem Bestehen dieses Gesetzes begangen sei. Vor so abgrundtiefer Weisheit sind wir plat und gestehen unsererseits, daß wir Schachköpfe sind im Vergleich zu den unerforschlichen Rasthülften der Jurisprudenz. Hinter unseren juristisch nicht benetzten Hirnschalen klemmt sich nun die bange Frage, ob der Rathenau-Prozess auch vor dem richtigen Forum behandelt worden ist. Wenn, so folgern wir Dummköpfe, das Schußgesetz nicht in Frage kam, dann gehörte auch der ganze Prozess nicht vor den Staatsgerichtshof, sondern vor das Amtsgericht Berlin-Mitte. Höchststrafe: 20 Mark, im Nichtbeitrugsfall 3 Tage Haft.

Eine Republik kann eben noch so demokratisch sein, eine wirklich echte Gleichheit wird sich nicht erzielen lassen. Unsere Akademiker sind uns über, und nie werden wir ihren hehren Geistesauswirkungen restlos folgen können. Vor kurzem hatte der Professor Schäfer von der Universitätsstrawnsklinik die Liebenswürdigkeit, sich über Hebammen für das „Berliner Tageblatt“ interviewen zu lassen. Was, Herr Kriemhild, denken Sie wohl, ist die wichtigste Vorbereitung für die Zulassung zum Hebammenlehrgang? Die junge Dame darf vor der Ehe kein Kind gehabt haben! Darauf kommt es an, wenn man Hebamme werden will. Da staunste, was? Das ist eine weise Bestimmung, geeignet, die Menschheit aus ihrer moralischen Verkommenheit zu erlösen. Adam und Eva, unsere Stammväter, haben sich seinerzeit unter unerhörter Mißachtung aller bürgerlichen Moral zu der bekannten Interessengemeinschaft zusammengelien. Er hatte nichts und sie hatte nichts; das war an sich schon verwerflich. Das Schlimmste aber war, daß kein Standesamt ihrem Bund die Weihe gegeben hat, die ihrem Tun das Schamlose und Unmoralische abgewaschen hätte. Adam und Eva haben demnach eine wilde Ehe geführt. Wir haben also allen Grund, Buße zu tun, und jede Hebamme hat die Pflicht, der Wöchnerin ins Bewissen zu reden. Alles übrige ist Nebensache, ja noch mehr: Wer mal durchgemacht hat, wie es tut, ein Kind zur Welt zu bringen, ist ungeeignet zur Hebamme. Die Bestimmung ist übrigens immer noch recht lüdenhaft. Denn legitime Mütter dürfen Hebammen werden. Das ist ein Mangel. Deshalb empfehlen wir Herrn Professor Schäfer, die Forderung durchzudrücken, daß sich die Hebammen jedesmal ihre Jungfernschaft amtlich bescheinigen lassen, bevor sie ans Werk gehen. Noch besser wäre es allerdings, Frauen überhaupt von dem unmoralischen Beruf auszuschließen und ihn den Männern zu überlassen. Der Hebamme, das ist die Forderung des Tages. Wenn wir erst soweit sind, dann haben wir eine wirklich reine, tugendhafte freie deutsche Republik.

Darauf wären wir schon eher gekommen, aber wir Durchschnittsmenschen sind durch das Stahlbad des Krieges noch nicht in allen Körperteilen gereinigt. Sollen wir daher unseren edlen Akademikern unsere Hochachtung, denen offenbar in diesem Bad vee-mittelt einer Drahtbürste das Gehirn geschrubbt worden ist.

Herbst.

Der Nebel steigt. Der Wind weht rauh.
So früh verblaßt des Himmels Blau;
So früh ruft Nacht die Müden.
Die letzten bunten Astern blühen.
Die Störche und die Schwalben ziehn
Nach Süden.

Nun legt um seine Schultern bald
Sein farbenfrohes Kleid der Wald.
In Stoppeln stehn die Felder;
Der Bauer freut sich des Gewinns,
Berechnet sich auf Zinseszins
Die Gelder.

Ja, so viel Korn und so viel Brott!
Und dennoch steht auf so viel Not
Der Himmel, der besternte!
Wie lange wahr's noch, bis die Welt,
Die ganze Welt gemeinsam hält
Die Ernte?? —

Wissen und Schauen

Eine japanische Heiratsannonce. Die Heiratsannoncen, die auf den letzten Seiten unserer bürgerlichen Tagesblätter einen so breiten Raum einnehmen, sind keineswegs eine ausschließlich europäische Besonderheit. Selbst im Lande der Geishas, die wir gewohnt sind, uns als willenlose Handelsobjekte auf dem Heiratsmarke vorzustellen, ist dieser Weg zur Anknüpfung ehrbarer Beziehungen nicht unbekannt. Das beweist eine Anzeige, die einer in Tokio erscheinenden Tageszeitung entnommen ist, und die man als ein „Kulturdokument“ aus dem fernen Osten werten kann. Die junge Japanerin, die sich nach einem Lebensgefährtin sehnt, ist sich ihrer Vorzüge wohl bewusst und weiß sie in der blumenreichen Sprache ihrer Heimat in das gehörige Licht zu rücken. Sie stellt sich dem unbekanntem Anwärter auf ihr Herz und ihre Hand mit folgender Schilderung vor: „Ich bin ein sehr hübsches junges Mädchen. Meine Haare sind gewellt wie die Wolken am Himmel. Mein Gesicht ist strahlend und besitzt den Schmelz der Blumen. Meine Züge sind rötlich wie die Zweige der Trauerweide, und meine Augensterne gleichen dem aufgehenden Monde. Ich besitze genug, um Hand in Hand mit meinem Gatten durchs Leben zu gehen; wir werden am Tage gemeinsam die Blumen bewundern und zur Nachtzeit den Mond betrachten. Wenn diese Anzeige einem jungen, klugen, wohlherzogen und lebenswichtigen Manne zu Gesicht kommt, bin ich bereit, mich mit ihm für Zeit und Ewigkeit zu vereinen.“

Naturwissenschaft

Das Geheimnis des Lebens. Der Sitz des Lebens liegt in den Millionen einzelner Zellen eines Lebewesens, und in jeder Zelle wirkt eine Summe zahlloser chemisch-physikalischer Vorgänge im Protoplasma, der die Zelle füllenden Flüssigkeit, das Wunder des Lebens. Eine zeitlang glaubte man, das Geheimnis des Lebens durch genaue chemische Untersuchung entschlüsseln zu können. Neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß nicht nur die chemische Zusammensetzung, sondern die Baustruktur, die kolloidale, d. h. im Zwischenzustand zwischen fest und flüssig sich haltende Natur des Plasmas wesentlich für die Lebensvorgänge ist. Die gewaltige Entwicklung der Kolloidchemie in neuester Zeit hat dahin geführt, daß wir tief in das einst für unauffindbar gehaltene Geheimnis des Lebens eingedrungen sind. Demnach besteht das Leben in einem geordneten, fortwährend veränderlichen Nebeneinander fester, flüssiger und gequollener (kolloidaler) Bestandteile. Durch Reize entstehende Veränderungen, auf die als Reaktion das Bestreben einsehenden früheren Zustand wiederherzustellen. Dies gelingt nur bis auf einen nicht wiederherstellbaren Rest und die sich allmählich ansammelnde Summe solcher Reste bedeutet das Altern, den Tod. Die Lebensvorgänge spielen sich nach Warburg an den Oberflächen der unendlich kleinen Teilchen ab, welche eine gequollene kolloidale, zwischen fest und flüssig spielende Masse (ein Beispiel der Kleister) in ungeheurer Ausdehnung enthält. Woher wirkt eine besondere uns unbekannte Kraft in der lebenden Zelle, noch birgt eine uns unbekannte Stoffgruppe das Geheimnis des Lebens. Alle Stoffe der Zelle, Wasser, Mineralsalze, die fettähnlichen Lipide und die Eiweißstoffe werden im kolloidalen Zellgefüge lebend und wieder leblos, wenn sie diesen Platz verlassen, d. h. durch Gerinnung, Ausscheidung, Verdrängung oder Anhäufung aus den Oberflächen entfernt werden, in denen allein im Kräfteaustausch sich das Leben abspielt. Wieso sich gerade diese Art geordneter Vereinigung von Stoff und Kraft entwickelt hat, ist allerdings noch nicht aufgeklärt worden.

Gesundheitspflege

Das Wesen der Erkältung. Während eine große Zahl von Krankheitserregern, wie die der Pest oder des Milzbrandes, den Körper jederzeit aufs schwerste zu schädigen vermögen, können andere Bakterien ihre gefährliche Wirkung nur in einem zuvor schon geschädigten Organismus ausüben. Zu diesen Schädigungen, die den Boden gewissermaßen für den Bazillus vorbereiten, gehört in erster Linie die Erkältung. So viel schon über Erkältung nachgedacht wurde, eine völlig sichere Erklärung derselben ist bis jetzt nicht gelungen. Man nimmt an, daß durch die Wärmeherabsetzung Störungen im Blutkreislauf erfolgen und daß dadurch die Zellen in ihrer Abwehrkraft gegen die eindringenden Bakterien erlahmen. Auch die Menge bestimmter bakterienauflösender Reaktionskörper im Blute wird durch Abkühlung vermindert, durch Erwärmung — also auch im Fieber! — vermehrt. Vielleicht ließe sich auch eine veränderte Gewebsspannung bei Erkältung denken, denn die Kälte bewirkt ein Zusammenziehen von Fasern und Flüssigkeiten und bei dem so veränderten Innendruck könnten die Bakterien vielleicht leichter einwandern. Besonders leicht werden solche Organe von Erkältung befallen, die viel Bindegewebe enthalten, so die Nackengegend, das Rippenfell, oder die Nerven, und gerade bei diesen ist ja die Blutversorgung und die Möglichkeit des Spannungsausgleiches nicht ganz so gut wie bei den anderen Organen. Daß die Erkältung den einen Menschen immer wieder, den anderen nur selten schädigt, liegt nicht zuletzt in der Willensenergie des einzelnen, in der „Macht des Gemütes“, wie Kant sich ausdrückt. Und das ist auch wohl verständlich. Am willensschwachen, schlappen Organismus werden alle Gefäße und Nerven eben auch weniger von einem zentralen Willen — gleichgültig, ob bewußt, oder unbewußt — angeregt werden

und die nötigen Umstellungen und Abwehrmaßnahmen des Körpers erfolgen nicht mit der nötigen Schnelligkeit. Nicht umsonst hat man beobachtet, daß Brautleute an ihrem Hochzeitstag selten erkranken, nicht mit Unrecht lächelt man mitteilig über den Schwächling, der alle Augenblicke krank ist. — Daß man sich gegen Erkältung abhärten, seinen Körper widerstandsfähig machen kann, ist jedermann bekannt, aber nur der Willensstarke wird die für seinen eigenen Körper nötigen Folgerungen daraus ableiten!

Die Brille. Gar oft kommt es vor, daß Leute, die ein Nachlassen der Sehkraft verspüren, zum nächsten Optiker laufen, um sich eine Brille auszusuchen. Sie probieren ein Glas nach dem anderen, bis sie das, was ihnen am besten zu nützen scheint, ausgesucht haben. Wenn sie dann beim Tragen der Brille Kopfschmerzen, Augentränen und Schwindelgefühl bekommen, dann gehen sie wieder hin zum Optiker und suchen ein Glas, das besser paßt. Der Erfolg ist gar oft der gleiche wie zuvor. Dieses ganz törichte Verfahren wird oft auch von solchen Leuten geübt, die sonst mit der Gesundheit ihres Körpers sehr vorsichtig umgehen. Nur für die Augen muß das erste beste selbstgewählte Mittel gut genug sein. Der Optiker hat keinen Grund, den Hilfesuchenden erst zum Arzt zu schicken; er verkauft seine Gläser, er ist nicht Arzt. Aber der Schwachsichtige selbst sollte etwas mehr über die Sache nachdenken und sich fragen: Kann dieses schlechte Sehen nicht vielleicht von einer anderen Krankheit, die sich jetzt im Beginn leichter bekämpfen ließe als später, herrühren? Es ist doch bekannt, daß die verschiedensten Erkrankungen, wie Nierenentzündung, Gicht, Gehirnerweichung zu Augenstörungen führen können, ganz abgesehen von den Erkrankungen des Auges selbst, wie grauer oder grüner Star, Netzhautablösung und Augenerkennentzündung. Alle diese verschiedenen Krankheiten auszuschließen, ist nicht der Kranke selbst, sondern nur der Arzt imstande. Aber auch wenn kein so schlimmes Leiden vorliegt, ist es doch sehr wichtig, das Auge durch den Arzt genau untersuchen zu lassen. Denn es besteht eine große Gefahr, daß durch Gläser, welche der vorhandenen Sehschärfe nicht entsprechen, letztere weiterhin herabgesetzt wird und somit statt Nutzen nur Schaden gestiftet wird. Woher soll auch der Laie wissen, daß bei Kurzsichtigkeit das schwächste Konkavglas, bei Weitsichtigkeit das stärkste Konvexglas verordnet werden muß? Das Augenlicht ist eine viel zu wertvolle Gabe des Himmels, als daß man durch Gleichgültigkeit dieselbe gefährden dürfte. Nicht um die Fassung der Brille handelt es sich, sondern darum, daß die Gläser die vom Auge benötigte Hilfe tatsächlich bringen.

Wirtschaft

Die Grubeheizung im Haushalt. Das Heiz- und Kochproblem tritt mit Beginn des Winters in ein Stadium ein, das als höchst kritisch bezeichnet werden muß. Infolge der ungeheuren Verteuerung unserer Kohle durch die Reparationsleistungen wird es immer schwieriger, für genügende Heizung auch nur eines Wohnraumes Sorge zu tragen, und selbst die unumgängliche Kochfeuerung macht Schwierigkeiten. Zur Entlastung des Haushaltsbudgets werden deshalb wohl immer mehr Familien zu einem Aushilfsmittel ihre Zuflucht nehmen müssen, wie es in manchen Gegenden Deutschlands — so namentlich in der Magdeburger Gegend und im übrigen Mitteldeutschland — schon seit Jahren sowohl für den Küchen- wie auch für den Zimmerbrand in Gebrauch ist. Es ist dies die Grubeheizung.

Der Grudekoks verbleibt gleich dem Gaskoks bei der Leuchtgaszerzeugung und dem Hüttenkoks in den Kokereien als ein nicht flüchtiger Rückstand bei der Braunkohlenschieferelerei, die hauptsächlich in Mitteldeutschland Fuß gefaßt hat. (Der Schweltee bildet ein wertvolles Ausgangsmaterial für die Gewinnung von Stoffen, die sonst nur in der Erdölindustrie hergestellt werden, insbesondere des Paraffins.) Nachdem der Grudekoks lange genug auf haben die Rolle eines lästigen Abfallproduktes spielte, hat man ihn in neuerer Zeit als vorzügliches Brennmaterial erkannt und sich bemüht, geeignete Ofenkonstruktionen für ihn zu schaffen. Dieser Brennstoff stellt nämlich ein mürbes, leicht zerreibliches Material dar, das zu 10 bis 25 Prozent aus mineralischen Bestandteilen, zu 5 bis 20 Prozent aus Wasser und zu 55 bis 85 Prozent aus Kohlenstoff besteht. Gemäß dieser Zusammensetzung hat der Grudekoks einen Heizwert von etwa 5000 bis 7000 Kalorien, das heißt, er ist kalorisch erftklassigen Braun- und Steinkohlen völlig gleichwertig.

Die Konstruktion aller Grudeöfen ist bedingt durch die außerordentlich große Porosität und lockere Beschaffenheit des Brennstoffes, die seiner Verbrennung vordem unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzte. Der Grudekoks wird auf einem fahnenartigen Rost von beträchtlicher Fläche in Stäcke von einigen Zentimetern aufgeschüttet, wird dann entzündet und brennt bei spärlichem Luftzutritt langsam weiter. Durch die Langlebigkeit des Verbrennungsvorganges ist aber die Ausnützung der Wärme eine so vorzügliche, daß sie von keiner Ofenkonstruktion auch nur annähernd erreicht wird. Bei richtiger Bedienung läßt sich ein Wirkungsgrad von 90 Prozent erzielen gegenüber einem Ruhezustand von 20 bis höchstens 60 Prozent bei anderen Öfen. Hinsichtlich des Heizwertes ist der Grude nur der Holzkohlenstaub überlegen.

Die Beschaffung eines Grudeofens stellt insofern nur eine kleine Ausgabe dar, als man den Rost sehr leicht in Küchenöfen einbauen lassen kann.

Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft!